

A portrait of a man with long dark hair and a beard, wearing a dark jacket over a hoodie and a black t-shirt. The background is a blurred outdoor setting.

ARNE ULBRICHT

LEHRER?

**Ein unverschämt
attraktiver Beruf!**

Arne Ulbricht

LEHRER?

**EIN UNVERSCHÄMT
ATTRAKTIVER BERUF!**

Und andere Texte zum Thema
Schule, Lehrer und Bildung

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Für Familie Babczynski

INHALT

1. DER LEHRER, DER FAST DURCHS REFERENDARIAT GEFALLEN WÄRE ...	9
2. HALLO, ICH BIN DER NEUE	17
Wie alles begann oder: In der föderalen Hölle	17
Flexibilität wird bestraft	27
3. WER FETT IST, WIRD HALT NICHT VERBEAMTET - IST MIR DOCH EGAL!	37
Entamtet	37
Der Beamtenstatus ist ein Klotz am Bein	46
Die Verbeamtung schadet den Lehrern	51
Lohn der Leistung	56
4. VERBIETET HANDYS	61
Und andere Texte, in denen es um die Digitalisierung geht	
Im digitalen Klassenzimmer	63
Verbietet Handys an den Schulen!	67
Wuppertaler Schulen sollten ein Handyverbot einführen	70
Smartphones an Schulen: »Es ist einfach nur purer Horror.«	73
Die Tafel reicht oft aus	77
Vergesst PowerPoint	80
»Ich neige dazu, meine Schüler anzubrüllen«	83

5. WARUM SCHULNOTEN DER HORROR SIND	89
Ziffernnoten abschaffen	92
Eure Gier nach guten Noten nervt	97
Die Angst des Lehrers vor den Zeugnissen	100
6. LEHRER – DAS IST DOCH EIGENTLICH EIN TOLLER BERUF	105
... oder etwa nicht?	
Kollegen, hört auf zu meckern!	109
Lehrer – ein unverschämt attraktiver Beruf	114
Das haben wir uns verdient	120
»Ich brülle meine Schüler an«	123
Ich bin der Kumpellehrer – und gebe manchmal Kumpelnoten	126
7. LEHRER GEHÖREN AN DIE FRONT – ALSO VOR DIE KLASSE!	129
Einfach erzählen	130
Literatur erleben und zur Ruhe kommen	134
Wie mich meine Schüler rührten	138
8. VIELE VON IHNEN TRUGEN JOGGINGANZUG	143
Thilo Sarrazin irrt gewaltig	144
9. SCHÜLER FRAGEN, LEHRER ANTWORTEN	153
10. TOD EINES SCHÜLERS	187

11. DER FALSCHER WEG	195
Ein bisher unveröffentlichter Text	
12. LITERARISCHE TEXTE	201
Verspätung	203
13. IN DER PIPELINE	209
Der Lehrer lag zwischen uns	210
Ein Hoch auf das, was hinter uns liegt	213
Mein letztes Geständnis	216

DER LEHRER, DER FAST DURCHS REFERENDARIAT GEFALLEN WÄRE ...

... und einige Jahre später diverse Artikel über Schule, Bildung und Lehrer schreibt, die vor allem in der *taz*, in der *Süddeutschen Zeitung* und auf SPON, aber auch im *Tagesspiegel*, in der *Rheinischen Post* und in der *Westdeutschen Zeitung* erschienen sind. Und nicht nur das: Der österreichische *Standard* und die *Deutsch Türkischen Nachrichten* haben lange Gespräche mit mir geführt; Deutschlandradio, SWR, WDR und andere Sender interviewten mich zum Teil in Livesendungen, und in Talkshows diskutierte ich mit Sönke Wortmann über störrische Eltern oder über Handys im Unterricht.

Was war geschehen? Warum interessierten sich ab Ende 2012 plötzlich alle möglichen Medien für Arne Ulbricht, diesen Lehreranarchisten oder, noch treffender, Chaoslehrer, der nach seinem missglückten Referendariat acht Jahre lang keine feste Stelle gefunden und deshalb immer nur Vertretungsunterricht gegeben hatte?

Ich selbst habe noch immer Probleme damit, all das, was in den zurückliegenden Jahren geschehen ist, zu begreifen. Das Kurioseste daran, dass ausgerechnet ich zwischenzeitlich zu einem gefragten Bildungskolumnisten beziehungsweise zu einer Art Dr. Sommer für alle möglichen Bildungsthemen geworden bin, ist mein Werdegang.

Denn eigentlich wollte ich nicht mal wirklich Lehrer werden. Ich wollte seit dem Zivildienst immer nur Bücher schreiben, weil ich während des Zivildienstes in der MENSA II der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel so eine Art Erweckungserlebnis hatte. Meine Entscheidung für den damals (1992/1993) fünfzehnmonatigen Zivildienst in der MENSA II gehört übrigens zu den größten Fehlentscheidungen, die ich in meinem Leben getroffen habe. Aber dummerweise wollte ich es damals erstens bequem haben, und in der MENSA hatte ich regelmäßige Arbeitszeiten. Und zweitens bewarben wir, mein bester Schulfreund und ich, uns auf eine Stelle, die offiziell »Studentenwerk« hieß. Das klang natürlich toll. Ich dachte an Kontakte zu Studenten und möglicherweise sogar Studentinnen. Stattdessen landete ich in der Mensa. Und kochte morgens manchmal mehrere hundert Kilo Kartoffeln (die ich nicht schälen musste). Oder ich schlug Eier auf. Meine Mutter behauptet, dass es jedes Mal, wenn ich diese Geschichte erzähle, mehr Eier werden. Aber ich glaube, dass es wirklich 3000 Eier waren, die ich aufzuschlagen hatte. Oder ich legte drei Stunden lang auf 1000 Tablettis jeweils sieben Kroketten. Das war klassische Fließbandarbeit.

In jener Zeit wohnte ich bei meiner achtzigjährigen Tante, und auch das war genau wie die Arbeit in der Mensa irgendwie nicht wirklich befriedigend. Also machte ich vor allem

Taekwondo. Und ich las. Unter anderem den im Jahr 1885 erschienenen Roman *Germinal* von Émile Zola. In diesem Buch geht es um das Elend der Minenarbeiter, und plötzlich tauchte ich jeden Tag in eine Welt ein, die meine Probleme wie Luxusprobleme erschienen ließ. Ich verschlang das Buch und beschloss, ebenfalls Schriftsteller zu werden und andere Menschen mit meinen Büchern zu begeistern. Um aber auch irgendetwas halbwegs Konkretes zu machen, schrieb ich mich an der Christian-Albrechts-Universität für Geschichte und Französisch auf Lehramt ein. Das waren die Fächer, in denen ich in der Schule gut gewesen war, und die Vorstellung, irgendwann zu unterrichten, verzückte mich zwar nicht unbedingt, aber sie schreckte mich auch nicht.

1997, inzwischen studierte ich in Tübingen, begann ich dann zu schreiben. Ich schrieb und schrieb und schrieb und merkte gar nicht, dass ich fast eins zu eins mein eigenes Leben niederschrieb und dass diese in sehr hölzernem Stil erzählte Lebensgeschichte nicht unbedingt taugte, um die Bestsellerlisten zu stürmen. Denn genau das hatte ich vor. Bescheidenheit kannte ich nicht, wenn es darum ging, mir Verkaufszahlen vorzustellen. Schlimmer wurde es, als ich tatsächlich einen »Verlag« fand. Bei diesem »Verlag« handelte es sich um einen Kostenzuschussverlag, dem ich das Manuskript geschickt hatte, ohne zu wissen, dass es Unterschiede gibt zwischen Verlagen, die einen Kostenzuschuss verlangten, und Verlagen, die eventuell sogar einen Vorschuss zahlten. Außerdem fand ich den Verleger toll, den ich in Münster besuchte, wo ich mich auf eigene Kosten in eine Jugendherberge einquartierte. Er fand mein Buch, also die kompletten 650 Manuskriptseiten, nämlich so gut, dass man seiner Meinung

nach »nichts ändern« musste. Wow, dachte ich. Der Mann hat Ahnung von großer Literatur. Hatte er aber nicht. Denn wenige Wochen, nachdem das Buch tatsächlich erschienen war und ich bei einer Lesung vor hundert Zuschauern (die ich alle kannte) noch gedacht hatte, ich sei ein Star, ging der Verlag pleite.

Natürlich war ich deprimiert. Aber zu dem Zeitpunkt lebte ich in Paris, schrieb längst an meinem zweiten Roman und war mir sicher, dass es dieses Mal besser klappen würde. Aber mit dem zweiten Roman klappte es auch nicht. Dennoch zweifelte ich nie daran, Schriftsteller zu werden. Nie! Wann immer ich ein neues Buch geschrieben hatte – das war fast jedes Jahr der Fall –, stellte ich mich darauf ein, mein Studium oder später mein Referendariat abzubrechen oder noch später meinen Lehrerberuf aufzugeben.

Ich schrieb immer. Besonders intensiv während des Referendariats. Ich arbeitete in jener Zeit an einem Roman über einen Lehrer, der spektakulär scheitert. Zehn Tage vor meinem Zweiten Staatsexamen besuchte ich ein zweitägiges Literaturseminar und unterhielt mich mit Lektoren und anderen Autoren über meinen Text, anstatt mich auf die Prüfungen vorzubereiten. Nicht nur, aber auch deshalb scheiterte ich dann selbst ebenso spektakulär wie mein Protagonist. Zumindest am Examenstag. Meine Lehrproben in Französisch und Geschichte (also Unterrichtsstunden in einer neunten Klasse und in einem Leistungskurs), die ich beide am selben Tag zeigen musste, wurden sehr streng mit einer Vier bewertet. Für meine mündliche Prüfung bekam ich eine Drei, was in Ordnung war, bei meinen beiden Vornoten handelte es sich ebenfalls um Dreien, auch in Ordnung, und die Vier in der

Examensarbeit war bei näherer Betrachtung gar nicht so übel, weil ich nur wenige Tage an der Arbeit gesessen hatte.

Ich hatte halt immer Besseres zu tun: schreiben, und zwar keine wissenschaftlichen, sondern eher literarische Texte. Und lesen, nämlich *Die Korrekturen* von Jonathan Franzen und nicht irgendwelche pädagogischen Ratgeber. Ach ja, und Vater war ich auch geworden. Am Ende wurde mir erklärt: Bei der Note handele es sich um eine 3,5. Da man in Schleswig-Holstein nur glatte Noten vergebe (im Gegensatz zu anderen Bundesländern), habe man sich entschieden, mir eine Drei und keine Vier zu geben, was auch möglich gewesen wäre. Mein Mentor, der der Notenfindung hatte beiwohnen dürfen, zitierte einen meiner Seminarleiter mit den Worten: »Na ja, wenn wir ihm keine Drei geben, dann sitzt er irgendwann in einem Verlag und kümmert sich um die eingehende Post. Und dafür ist er dann ja doch zu schade.«

Also, das fand ich mal richtig nett! Alle wussten, dass das Schreiben mein Hobby war. Und meine Seminarleiter trauten mir das Bücherschreiben offensichtlich noch weniger zu als das Unterrichten. In Wahrheit hätte ich natürlich kotzen können. Oder heulen. Jahrelang empfand ich diesen Apriltag im Jahr 2004 als den Tag meiner ultimativen Demütigung. Von den Seminarleitern träumte ich noch lange Zeit. Dass mir all das so sehr zusetzte, lag mit Sicherheit auch daran, dass ich bis dahin – abgesehen von einer Zwischenprüfung im Studium, die ich nicht bestanden hatte, und dem Wiederholen der ersten (!) Grundschulklasse – ohne zu stolpern durchs Leben geschlittert war. Und nun das!

Heute erinnere ich mich mit großer Gelassenheit, ja sogar Dankbarkeit an jene Zeit: Denn letztendlich blieb mir die

klassische Lehrerkarriere, über die ich mich damals vielleicht gefreut hätte, dank der katastrophalen Note im Zweiten Staatsexamen* (dem Referendariat) erspart. Ich wurde nämlich nicht vom Land Schleswig-Holstein übernommen und einer Schule zugewiesen, wie es damals noch üblich war. Ich wurde daher nicht auf Lebenszeit verbeamtet – zunächst war ich arbeitslos – und war auch deshalb gezwungen, mir Gedanken darüber zu machen, wie es in meinem Leben weitergehen könnte und ob der Lehrerberuf überhaupt das Richtige sei. Solche Gedanken macht man sich in der Regel nicht mehr, wenn man erst mal drinsteckt im System. Ich wiederum dachte über alles nach. Über den Lehrerberuf an sich. Über die Verbeamtung. Über das Dasein eines Vertretungslehrers. Über meine Zukunft. Über die Zukunft meiner beruflich deutlich erfolgreicherer Frau, der ich irgendwann hinterherzureisen begann. Erst mit einem Kind. Dann mit zwei Kindern.

Nebenbei unterrichtete ich befristet an Schulen in Hamburg, Berlin und Nordrhein-Westfalen und schrieb weiterhin ein Buch nach dem anderen, und für jedes einzelne dieser Bücher bekam ich oder die Agentur, die sich zwischenzeitlich meiner erbarmt hatte, Dutzende Absagen von nahezu allen Verlagen mit belletristischem Programm, die es in Deutschland gibt. Über die Absurditäten meiner Verlagssuche schrieb ich einen langen Bericht, der einem Redakteur der *Süddeutschen Zeitung* gefiel. Als der Text ganzseitig im Feuilleton abgedruckt wurde, veränderte sich schlagartig mein Leben. Denn auch meine folgenden Abhandlungen über vorlesende

* Heute gibt es das Zweite Staatsexamen nur noch vereinzelt. Denn das Lehramtsstudium ist ein Bachelor-Studiengang.

Väter und über das Leben eines Vertretungslehrers gefielen dem Redakteur. Der Text über vorlesende Väter war der Beginn meines publizistischen Engagements für das Vorlesen. Und, nun ja, der Lehrertext war der Beginn meiner seltsamen »Karriere« als Bildungskolumnist und -experte, für den ich hin und wieder lustigerweise tatsächlich gehalten wurde. Außerdem schrieb ich auch zwei Bücher über den Schulbetrieb.* So kombinierte ich den Lehrerberuf, der mir mehr Spaß brachte und bringt, als ich mir jemals hätte vorstellen können, mit meiner größten Leidenschaft: dem Schreiben!

In der vorliegenden Sammlung ist nachzulesen, was dabei konkret herausgekommen ist. Wer das Buch in einem Rutsch liest, wird natürlich hin und wieder über Doppelungen stolpern. Das kann gar nicht ausbleiben. Ich habe zum Beispiel sowohl für die Süddeutsche als auch für die *taz* einen Text zum Thema Verbeamtung beziehungsweise Entamtung geschrieben, und auch SPON hat mich dazu ausführlich interviewt. Dass ich einige Argumente wiederhole, liegt auf der Hand. Aber natürlich ist es auf Dauer unbefriedigend, sich permanent zu wiederholen, weshalb ich in meinen eigenen Texten unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt habe. Für die *taz* habe ich in unregelmäßigen Abständen Schülerfragen beantwortet. Das leidige Thema Handy kommt zum Beispiel in dem Kapitel, in dem ich Schülerfragen beantworte, vor; außerdem habe ich dazu einen separaten Text geschrieben – ebenfalls für die *taz* – und äußere mich in einigen Interviews dazu.

* »Lehrer – Traumberuf oder Horrorjob« (2013) und »Schule ohne Lehrer« (2015), beide erschienen bei Vandenhoeck & Ruprecht.

Ich habe mich bemüht, die Texte thematisch zu ordnen und, sofern es sich anbot, durch den Abdruck von Interviews zu ergänzen. (Ein Kapitel besteht nur aus einem Interview, ein anderes Kapitel aus einem einzigen, unveröffentlichten Text.) Die Schülerfragen und meine Antworten bilden ein eigenes Kapitel, darauf folgt ein Text über den Tod eines Schülers. Dieser Text beschreibt ein konkretes Ereignis, das emotionalste Ereignis meiner bisherigen Lehrerkarriere. Ich habe ihn noch um das, was nach dem Tod geschah, ergänzt. Um Missverständnissen vorzubeugen: Selbstverständlich habe ich die Familie um Erlaubnis gefragt! (In den Shitstorms (deutsch: Scheißstürmen), in denen sich irgendwelche Krakeeler anonym äußern, weil sie zu feige sind, mir unter ihrem Echtnamen einfach eine E-Mail* zu schreiben, ist mir vorgeworfen worden, den Tod eines Schülers zu instrumentalisieren.)

Den Abschluss dieser Zusammenstellung bilden eine Erzählung, die ich im Auftrag eines Magazins zum Thema »Gewalt an Schulen« geschrieben habe, sowie drei neue Texte, die ich zum Zeitpunkt des Entstehens dieses Buchs verfasst habe.

Beginnen werde ich mit der Mutter all meiner Bildungstexte. Mit dem Text über meine Karriere als Vertretungslehrer. Das aus heutiger Sicht Erstaunliche daran ist, dass ich, abgesehen von dem Thema Digitalisierung, die meisten Themen, zu denen ich mich später immer wieder äußern sollte, in diesem Artikel bereits angerissen habe. Insofern handelt es sich um eine Art Prolog.

* Auf meiner Homepage findet man meine aktuelle E-Mail-Adresse.

HALLO, ICH BIN DER NEUE

Wie alles begann oder: In der föderalen Hölle

Die Januarkrise ist dieses Mal vergleichsweise glimpflich verlaufen: Die Nachricht, dass mein bis zum 31. Januar befristeter Vertrag verlängert wird, habe ich schon am 21. Januar erhalten. Und zum ersten Mal überhaupt werde ich nicht am letzten Tag vor den Sommerferien Kollegen zuwinken, die sich in die bezahlten Sommerferien verabschieden, während ich mich in die Arbeitslosigkeit verabschiede, sondern mein Vertrag läuft bis zum Ende der Ferien. So viel Glück hatte ich noch nie.

»Halt ... Moment ... Sie sind doch Lehrer ... die werden doch gesucht ... und dann werden sie, wenn sie nicht gerade in Berlin leben, verbeamtet ... Lehrer auf Jobsuche ... das gibt es doch nicht.«

Solche Floskeln höre ich immer wieder. Aber sie gibt es, die Lehrer auf permanenter Jobsuche. Die Lehrer mit befristeten Verträgen. Ich bin so einer: Seit 2004 übernehme ich ausschließlich Krankenvertretungen. Oberflächlich betrachtet sollte es eigentlich kein Problem sein, eine feste Stelle zu finden. Schließlich gibt es kaum eine Zeitung, die in den ver-

Erschienen in der Süddeutschen Zeitung am 30.7.2011

gangenen fünf Jahren nicht permanent auf den dramatischen Lehrermangel hingewiesen hätte. In den Artikeln ist oft zu lesen, dass sogar Seiteneinsteiger zunehmend eingestellt würden und pensionierte Lehrer reaktiviert werden müssten, um den unmittelbar bevorstehenden Bildungs-Super-GAU infolge des Lehrermangels doch noch zu verhindern.

Ich werde – Lehrermangel hin oder her – nirgendwo fest eingestellt. Warum das so ist, ist eigentlich ganz einfach: Die Wahrheit liegt nicht in den Paniküberschriften und viel zu selten im Fettgedruckten, sondern sie findet sich, wenn überhaupt, erst im Kleingedruckten. Dort steht, dass Latein, Naturwissenschaften, in einigen Bundesländern auch Kunst, Musik und/oder Englisch, geradezu händeringend gesucht werden. Aber nicht Französisch und Geschichte. Vor allem dann nicht, wenn der Kandidat eine »Drei« hat. Eine »Drei«, die in Schleswig-Holstein eine 3,0 ist, in NRW aber eine 3,5. Mit einer »Zwei« wäre ich schon in Schleswig-Holstein, wo ich mein Referendariat gemacht habe, im Jahr 2004 eingestellt worden. Dann wäre ich vielleicht, was hin und wieder vorkommt, von der Schule, an der ich Referendariat gemacht habe, übernommen und auf Lebenszeit verbeamtet worden und würde an derselben Schule im Jahr 2039 pensioniert werden.

Dass ich das Referendariat mit einer so schwachen Note abgeschlossen habe, liegt übrigens an einer bestimmten Person: an mir selbst. Denn ich hatte schon 1997 begonnen, Bücher zu schreiben und nie aufgehört zu glauben, dass es mit dem jeweils folgenden Roman klappen müsste. Während des Referendariats schrieb ich einen Roman über einen amoklaufenden Lehrer. Das Examen, ich gebe es zu, verfolgte ich nicht mit dem nötigen Ernst. Und selbst wenn ich es getan hätte: Meine Tafel-

bilder und meine Gesprächsführung sind, nun ja, unterhaltsam, aber keineswegs so, dass es für eine Eins und wahrscheinlich auch nicht für eine Zwei (2,0) gereicht hätte. Aber was Besseres als eine 3,5 wäre es vermutlich schon geworden. Dass es dann auch mit dem Amokroman nicht geklappt hat, war nicht weiter schlimm: Ich habe unmittelbar nach dem Referendariat meine erste Krankenvertretung übernommen und verblüfft festgestellt, dass mir der Lehrerjob vom ersten Tag an viel Befriedigung verschafft hat. Und daran hat sich bis heute nichts geändert. Obwohl ich bloß eine Krankenvertretung bin.

Aber was ist eigentlich das Besondere daran, eine Krankenvertretung zu sein? Nun, der klassische Lehrer lebt in der Regel irgendwann von seinem Ruf. Ich nicht. Ich habe noch nie Zeit gehabt, mir einen solchen aufzubauen. Ich bin daher gezwungen, immer wieder zu beweisen, dass ich funktioniere. Denn genau dieses Sich-Immer-Wieder-Beweisen-Müssen macht das Leben einer Krankenvertretung aus. Da geht es nicht darum, sich durch die Leitung der Theater-AG einen Namen zu machen oder eine Klassenfahrt aufwendig zu organisieren, sondern es geht einzig und allein darum, einen Kurs, den man manchmal mitten im Jahr übernimmt, nicht stranden zu lassen und dabei selbst nicht unterzugehen. Man ist eine Art Feuerwehr. Zum Warten verdammt, aber sobald es irgendwo brennt, zum Einsatz bereit. Und manchmal muss man in der Tat einen durch Unterrichtsausfall entstandenen Brand löschen.

In Hamburg hieß es damals übrigens »Lehrauftrag«, in Berlin war ich eine »PKB-Stelle«, in NRW komme ich über »Geld statt Stellen«. Aber da man am Ende in jedem Bundesland vor Schülern steht, die bundeslandunabhängig alle dieselben pubertären Qualen durchzustehen oder dieselben Probleme mit den

französischen Nasallauten haben, sind diese Bezeichnungen, die alle dasselbe meinen, eigentlich egal. Sobald ich eine Vertretungsstelle gefunden habe, wiederholt sich das immer gleiche aber nie langweilige Ritual: Ich lerne eine neue – für eine Übergangszeit: meine – Schule kennen. Im Unterschied zu mir erlebt ein »normaler« Lehrer ein solches Kennenlernen einmal, oft zweimal und hin und wieder dreimal. Ich habe es bis jetzt achtmal erlebt. Und ich habe theoretisch noch 28 Berufsjahre vor mir. In der Schule führt mein erster Weg ins Sekretariat. Die Sekretärin leitet mich weiter zum Direktor, der den befristeten Vertrag oft schon auf dem Schreibtisch liegen hat. Gleich bei meiner ersten Stelle hatte sich der zu vertretende Lehrer monatsweise krankschreiben lassen. Ich selbst habe entsprechend auch nur Monatsverträge erhalten. Nach Unterschrift des Vertrags werde ich zum Hausmeister geführt, und anschließend wird mir ein Kollege vorgestellt, der meine Fächer unterrichtet. An vielen Schulen habe ich nur solche Kollegen und die jeweiligen Klassenlehrer kennengelernt. In manchen Lehrerzimmern hat man mich deshalb wahrscheinlich für einen sozialinkompetenten Autisten gehalten. Inzwischen versuche ich nicht mal mehr, diesen Eindruck zu korrigieren. Denn Kontakte aufzubauen, aus denen Freundschaften werden, das kann eine schöne Sache sein. Aber nicht, wenn man weiß, dass man die Kontakte nach Auslauf des Vertrags wieder verliert. Und man verliert sie immer. Das versteht bloß niemand, der einen 110-prozentig-sicheren Arbeitsplatz hat. Der große Moment an jeder Schule ist der erste Auftritt. Plötzlich stehe ich vor einer neuen Schulklasse und begegne Schülern, die mich noch nie gesehen und oft noch nie meinen Namen gehört haben. Und diesen unbekanntem Lehrer bekommen sie dann mitten im

Schuljahr vor die Nase gesetzt. Oder, wenn es für mich günstig läuft, einige Wochen nach Schuljahresbeginn. Und dieser neue Lehrer soll sie dann eventuell zum Abitur führen. Für die Schüler kann das ein Problem sein: Schließlich haben sie keine Chance, sich auf mich einzustellen. Und dann nimmt ihnen »so einer« das Abitur ab.

Zu Beginn meiner Karriere als Krankenvertretung war ich noch frustriert, wenn ich in einem Lehrerzimmer gefragt worden bin, ob ich Referendar sei oder ein Student, der ein Praktikum mache. Inzwischen bin ich mit großer Gelassenheit Krankenvertretung. Und das liegt nicht (aber auch) daran, dass ich mir den Luxus erlauben kann, wegen der Berufstätigkeit meiner Frau, ohne groß Verzicht üben zu müssen, eine Durststrecke in Kauf zu nehmen. Und es liegt noch weniger daran, dass ich mir den Misserfolg schön reden muss, um keine Depression zu bekommen. Nein, es liegt daran, dass ich die Vorzüge des Scheiterns erkannt habe. (Denn natürlich ist ein schwaches Zweites Staatsexamen, das eine Nichteinstellung nach sich zieht, eine Art des Scheiterns.)

Ob man es mir glaubt oder nicht: Längst genieße ich es, über einen Erfahrungsschatz zu verfügen, der mit jeder neuen Schule kostbarer wird. Denn wer kann schon von sich behaupten, in Harburg an einem Aufbaugymnasium 29 Grundkürsler, von denen kaum einer keinen Migrationshintergrund hatte, Geschichte unterrichtet zu haben. Und im selben Jahr in Wandsbek zehn übermotivierte Achtklässler auf eine Vergleichsarbeit vorbereitet zu haben. Und nach den Sommerferien mit der üblichen Verzögerung im selben Jahr in Altona wieder einen Abiturskurs übernommen zu haben und gleichzeitig an einer Abendschule eingestellt worden zu sein, an der

ich unter anderem eine Mutter mit vier Kindern unterrichtet habe. Allein im Jahr 2005 habe ich an vier Schulen gearbeitet

Dann zog ich plötzlich nach Berlin (meiner beruflich erfolgreicherer Frau hinterher) und unterrichtete dort an einer Schule in Tempelhof. Einzugsgebiet unter anderem Kreuzberg. Es gab an dieser Schule, obwohl es ein Gymnasium war, durchaus Sarrazin-Migranten. Aber es gab auch die türkischen Schülerinnen, die im Französischunterricht ihre deutschen Mitschüler abhängten. Und es gab die Schülerin, deren Vater Iraker und deren Mutter Polin war und die mich mit ihrer Französischklausur verwirrte, weil ich keinen Fehler fand und die am Ende ein Abitur mit 1,1 abgelegt hat. Dann begann ich an einem Gymnasium in Wuppertal und hatte den Eindruck, bereits auf ein langes Berufsleben zurückzublicken. Das in Wahrheit gerade mal fünf Jahre alt war.

Selbstverständlich hatte ich an ausnahmslos jeder Schule die klassischen Lehrerprobleme. Einmal bekam ich zum Beispiel eine siebente Klasse eine Zeit lang nicht in den Griff und musste darauf warten, dass ich eine Schülerin in flagranti beim Spicken erwischte, hart durchgriff und so meine Autorität wieder herstellte. Trotz aller »Probleme«, die es hin und wieder gegeben hat und die es noch immer gibt, bin ich davon überzeugt, dass die Schüler ausgerechnet bei mir etwas lernen, was ihnen andere Lehrer selbst dann nicht beibringen könnten, wenn sie es wollten. Sie lernen bei mir, dass auch der vor ihnen stehende Lehrer um jede Anstellung kämpfen muss und dass man im Leben manch einen Haken schlagen muss, um voranzukommen. So oft, wie man die Schulen wechselt, wechselt man als Krankenvertretung auch die Lehrerzimmer. Und man stellt fest, was man vorher schon wusste: Dass Lehrer ihre spe-

zifischen Gesprächsthemen haben, zu denen logischerweise der Unterricht und die Schüler gehören, aber auch ein Thema, das mir längst zum Hals heraushängt, das mich aber den Rest meines Berufslebens verfolgen wird: das Thema Verbeamtung.

In Berlin, wo nicht verbeamtet wird, wurde ich, kaum hatte ich das Lehrerzimmer betreten, gefragt, ob ich mitmache bei der Initiative »Verbeamtung jetzt!« Ich war neu und sagte aus rein opportunistischen Gründen: »Na klar!« Später wunderte ich mich über die überschwänglichen Glückwünsche, die ich erhielt, weil ich das Bundesland wechselte.

»Ich gehe nicht nach NRW, weil ich dort verbeamtet werde, sondern weil meine Frau dort eine berufliche Perspektive hat«, sagte ich.

»Trotzdem richtig! Bloß weg aus Berlin!«

»Welche Fächer hast du denn?«

»Mathe, Musik.«

»Mathe, Musik werden doch überall gesucht. Warum wechselst du dann nicht?«

»Weil ich gebaut habe.«

Na dann. Vielleicht gibt es ja doch noch immer zu viele Lehrer, die Lehrer werden, weil sie verbeamtet werden wollen. Dabei sollte die Verbeamtung der letzte Grund sein, Lehrer zu werden. (Nun ja: Ich bin Lehrer geworden, weil es mit der Schriftstellerkarriere nicht geklappt hat. Das sollte der vorletzte Grund sein.) In NRW wurde ich dann mit dem Schlachtruf begrüßt: »Du bist 38? Dann hast du ja noch Chancen, verbeamtet zu werden!« Immerhin gab es dann endlich einen Kollegen, der mich infolge meines zunehmend irritierter werdenden Blicks aufgeklärt hat und sagte, man könne von der Verbeamtung halten, was man wolle, aber man bekomme mehr Geld.

Also tat ich das, was ich selten tue: Ich surfte im Internet und wurde schnell fündig, denn der Staat zeigt sich in seiner Funktion als Arbeitgeber von beeindruckender Transparenz. Man kann die Gehälter bequem googeln*. Dabei hätte der Staat gute Gründe, sich mit seiner Transparenz zurückzuhalten. Denn das, was nicht wahr sein darf, ist wahr: Ein verbeamteter Gymnasiallehrer bekommt (in den meisten Bundesländern) bei gleicher Leistung und gleichem Universitätsabschluss nach einigen Jahren Berufserfahrung auf einer vollen Stelle circa 500 Euro mehr als sein angestellter Kollege. Netto. Im Monat. 6000 Euro im Jahr. Der Staat, der nach dem Gleichheitsgrundsatz handeln sollte, ist auf skandalöse Art und Weise bei der Bezahlung seiner eigenen Angestellten ungerecht.

Nun sollte jemand wie ich tatsächlich nicht so viel verdienen wie der Kollege, der einen Leistungskurs hat, Klassenlehrer ist und auf Klassenfahrt fährt. Ich erbringe nicht die Leistung solcher Lehrer. Aber das ist ja gar nicht der Grund, weshalb ich deutlich weniger verdiene. Ich verdiene weniger, weil ich trotz derselben Ausbildung einen anderen Status habe. Diese haarsträubende Ungerechtigkeit ändert nichts daran, dass der Beruf selbst ein ungemein befriedigender Beruf sein kann. Und das sage ich, obwohl ich mir mit der Ausübung des Lehrerberufs nicht gerade meinen Lebensraum erfüllt habe. Dennoch wirken Lehrer auf ihre Mitmenschen wie Personen, die vor allem eines gut können: jammern! Laut aktueller Umfrage zum Lehrerbild (siehe SZ Nr. 293/2010) sind 51 Prozent der Befragten der Ansicht, Lehrer jammern zu viel. Und mehr als

* *Damit Google nicht noch mehr Macht und Einfluss hat, benutze ich längst die Suchmaschine duckduckgo.com. Probieren Sie es doch auch mal.*

ein Drittel (35 Prozent) finden, dass Lehrer viel Freizeit haben. Und ja, es wird schon sehr viel gelitten in den Lehrerzimmern der Republik. (Am meisten erstaunlicherweise an Gymnasien, an denen die Problemdichte vergleichsweise gering ist.) Man begegnet viel zu selten Lehrern, die auf Nachfrage einfach sagen: »Ich habe einen tollen Beruf!«

Auf das Standard-Neidargument, dass man als Lehrer ja so viele Ferien bzw. freie Nachmittage habe, könnte man einfach antworten: »Das mit den Ferien und den freien Nachmittagen ist echt großartig. Selbst mit einer vollen Stelle kann man seine Kinder oft nachmittags vom Kindergarten abholen. Dafür bereitet man seinen Unterricht dann gern abends vor oder korrigiert am Wochenende.« So eine Antwort hört man aber viel zu selten. Oft klingen wir so, als müssten wir uns der Vorzüge unseres Berufs schämen. Und zu den Vorzügen gehören auch die Arbeitszeiten. Nicht die Nettoarbeitsstunden, sondern die Möglichkeiten, sich die Arbeit einzuteilen. (Wer es nicht glaubt, dem empfehle ich, jemanden zu heiraten, der in der Wirtschaft oder im Krankenhaus arbeitet.) Der größte Vorzug ist aber ein anderer: Man begleitet junge Menschen in einer entscheidenden Phase ihres Lebens. Sogar als Krankenvertretung, wenn diese Phasen kurz sind, ist das etwas ungeheuer Spannendes.

Mein Vertrag endet im September (2011). Wie es dann weitergeht, weiß ich nicht. Aber eigentlich stört mich das nicht. Die Aussicht, bis zu meinem 68. Lebensjahr Krankenvertretungen übernehmen zu müssen, schreckt mich nicht. Und das liegt, ich wiederhole mich, nicht nur daran, dass meine Frau beruflich erfolgreich ist. Das liegt daran, dass ich feststellen durfte, dass jede Schule wie eine kleine Reise in ein fremdes Land ist. Und ich bin immer gern gereist. Die Ironie

des Schicksals ist: Ich hätte das alles nicht gewusst, wenn ich ein gutes Zweites Staatsexamen abgelegt hätte und schon in Schleswig-Holstein verbeamtet worden wäre.

*

Wie schon angedeutet: Mit vielen der Themen, mit denen ich mich bereits in diesem allerersten Bildungstext auseinandergesetzt habe, habe ich mich später noch wesentlich genauer befasst. Vor allem mit dem Thema Verbeamtung, dem Phänomen Lehrer und den Vorzügen unseres Berufs. Zum Bildungsföderalismus selbst habe ich mich aber nur selten geäußert. Einmal beantwortete ich dazu eine Schülerfrage in der *taz*. Das andere Mal liegt länger zurück und hängt unmittelbar mit einem Bundeslandwechsel zusammen: Als ich nach meinen Hamburger Jahren und meiner Berliner Zeit begann, in Nordrhein-Westfalen zu arbeiten und wegen des Föderalismus zum wiederholten Male gezwungen war, gegen die Behörden in den Krieg zu ziehen, bekam ich fast einen Nervenzusammenbruch.

Wahrscheinlich hätte ich wirklich einen bekommen, hätte ich meine ganze Wut über diesen Wahnsinn nicht niedergeschrieben und als offenen Brief an die damals zuständige Bundesministerin Annette Schavan und an ihre Kollegin auf Landesebene Sylvia Löhrmann adressiert. Sogar die GEW (Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft), die mich in den folgenden Jahren hartnäckig ignorierte, veröffentlichte den Brief, der auch im Buch »Bildung und Kleinstaaterei«, erschienen 2012 im Beltz-Verlag und herausgegeben von Tanjev Schultz und Klaus Hurrelmann, abgedruckt worden ist. Hier ist er.